Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 12

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hülle und Fülle

Fernsehen bildet. Das weiss jedes Kind. Und ich, die Skeptische, die bis gestern am Wahrheitsgehalt dieser Aussage gezweifelt hat, stimme endlich ein in den Flimmerkastenlobgesang: Beim Röhrengucken habe ich gelernt, was das Mass aller Dinge beziehungsweise Menschen ist.

In einer faden Unterhaltungssendung wurde der mittelprächtige Schauspieler Peter Weck gefragt, wer er statt seiner lieber wäre. Man zählte ihm einen berühmten Namensvetter nach dem

Von Ilse Frank

andern auf, und der wackere Weck wusste immer gleich, weshalb er den Rollentausch ablehnte. Auf den Vorschlag «Peter Ustinov» antwortete er schlicht: «Zu dick!»

Dem ward nichts hinzugefügt. Weshalb auch? In unseren Tagen leuchtet jedermann – besonders aber jeder Frau – ein, dass einer Korpulenz als Makel wertet. Wir schreiben schliesslich nicht mehr die Jahrzahlen Cäsars, der noch sehnsuchtsvoll nach Wohlbeleibten rief. Heute hungert sich, was auf zwei Beinen geht und ein denkfähiges Gehirn spazieren trägt, durchs Leben. Nicht etwa, weil die Brüder in der dritten Welt darben. Nein! Wer nichts hat, ist selber schuld. Gefastet wird, weil es die Mode so will. Weil alle lieber dürr und fit als im Doppelsinn ausser Form sind. Dabei garantiert Magerkeit kaum Gesundheit, sind Fettpolster nicht immer ein Krankheitssymptom. Die meisten Figurfanatiker kümmern sich ja auch wenig um Sein oder Nichtsein, dafür beflissen um den Schein. Sie wollen aussehen, wie es die Gesellschaft von ihnen erwartet, weil ihnen Mut und Kraft zum Aussenseitertum fehlen.

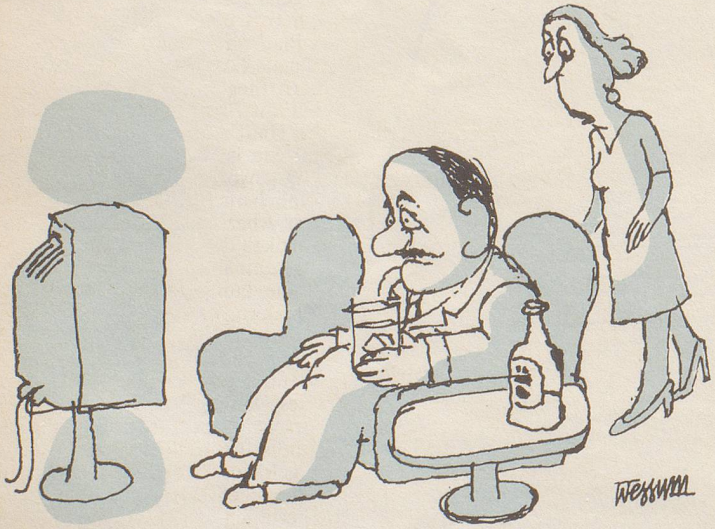
Gewichtige haben es nämlich nicht leicht. Selbst am Rand der Gemeinschaft nicht. Sie werden scheel beäugt, kommentiert, parodiert, verlacht, verspottet. Über ihre Häupter ergiessen sich gute Ratschläge, deren Nichtbefolgung ihnen Feindschaften einbringt. «Jetzt habe ich doch dem Tönner gesagt, er solle ...», mault ein Drahtiger, «aber der frisst, anstatt zuzuhören!»

Dass nicht alle Runden schlemmen, nehmen die wenigsten Ranken an. Die Mehrheit vermutet hinter weiten Kurven Orgien, und prall akzeptiert sie höchstens Bäuche – besonders dann, wenn sie direktorial ragen. Dabei wäre Genuss eigentlich etwas Positives, etwas, zu dem man sich bekennen dürfte, sollte. Doch in unseren Breitengraden wird automatenhaft konsumiert, verdaut, verwertet. Reine Lust kennt kaum jemand. Und wer sie sporadisch kauend empfindet, den plagt sofort das schlechte Gewissen, denn er wird für seine Ausschweifung büssen müssen.

Herr und Frau Schweizer fahren zwar hier- oder dorthin, tafeln gediegen, trinken erlesen; sie tun es indessen eher, um mitreden zu können, wenn andere schwelgen, als aus Gaumenfreude. Diejenigen, denen sie nicht nachstehen wollen, stöhnen insgeheim über den Stress standesgemässer Verköstigung. In teuren Sanatorien quälen sie sich bei Tee und Massage vom Leib, was sie ihm zuvor aufgebürdet haben. Weniger Begüterte schlucken phasenweise Appetitstopper, und die ärmsten der Reichen entfernen alles vom Menüplan, was pro hundert Gramm mit mehr als neunzig Kalorien zu Buche steht.

Natürlich lässt sich gegen Selbstkontrolle und Verzicht auf Anhieb nichts einwenden. Doch wenn die Tugenden zur Pharisäerzucht dienen, werden sie nicht nur zweifelhaft, sondern verwerflich.

Dicke sind auch Menschen. Keine besseren, keine schlechteren als die Dünnen – nur andere. Wie grauenhaft müssten wir uns hienieden langweilen, wenn sich alle ähnelten, wenn niemand mehr aus dem Rahmen fiele! Zum Glück hat die Wissenschaft den schematisierten Körper noch nicht herbeimanipuliert. Sonst müssten wir die Schönheitsköniginnen missen. Und das wäre, wer wollte es bestreiten, ein mit nichts aufzuwiegender Verlust.



«Warum stellst du dieses verschwommene doppelte Bild eigentlich nicht richtig ein?»

Frühlingsspuren

Der Frühling beginnt, seinen Mantel aus Licht und Wärme auszubreiten. Es überkommt einen grosse Lust, die Erde zu berühren, ihr Wispern zu hören und das wiederkehrende Leben zu spüren. Die Erde unter meinen Sohlen fühlt sich an wie Schaumgummi, ein klein wenig ist das Gras grüner geworden, am Stamm der alten Eiche auf der Lichtung schält sich die Rinde, und junge Schösslinge blicken kühn ins Leben. Die kahlen Zweige durchziehen den Lämmerwolkenhimmel wie dunkle Adern, und ein mutwilliger Wind zerrt an meinem Kleid.

Zwar hat der März einfach noch zu viele Gesichter, als dass man ihm trauen könnte. Februar ist Winter, April ist Frühling, und der März, so kommt es mir vor, kann sich für keines von beidem entscheiden. Er findet Höhepunkte sinnlos. Auch wenn wir es nicht ganz verstehen, er ist der unausgefüllte Raum, den die Natur nun einmal braucht.

Käme der Frühling nur einmal in jedem Jahrhundert statt in jedem Jahr und bräche er dröhnend wie ein Erdbeben herein, wie gespannt und erwartungsvoll schlügen unsere Herzen diesem Ereignis entgegen! So aber geht die Verwandlung still vor sich und ist selbstverständlich. Stets können wir darauf vertrauen, dass der Frühling in dem grossen Plan, der unseren Planeten auf seiner Bahn hält, seinen Platz hat und dass wir Menschen ein Teil dieses Planes sind.

Ich weiss, dass ich nicht oft genug in meinem Leben den Frühling in voller Blüte in mich aufgenommen habe. Dieses Jahr erlebe ich ihn dankbar; er berauscht mich und alle Dinge. Wie sagt Theodor Storm: «Das Leben fliesset wie ein Traum,
mir ist wie Blume, Blatt und Baum ...»

Leni Kessler

Wiedersehen

Wieder einmal zog es mich, trotz bissiger Kälte, in meine Heimatstadt. Warm eingepackt, wollte ich einen Bummel durch die alten Gassen machen. Doch kaum dem Zug entstiegen, stellte ich schlotternd fest, dass der Stadtbummel nicht ganz so herrlich war, wie ich ihn mir zu Hause in der warmen Stube vorgestellt hatte. Trotzdem schlenderte ich durch die altvertrauten Strassen, bis mir doch langsam das Vergnügen – mit kalten Füssen und tropfender Nase – vergällt wurde. Ein Café in der Innenstadt war es, das meine Schritte bremste und mit wohliger Wärme die «Ausländerin» empfing.

Als ich mich aus meinen dicken Hüllen geschält hatte, suchte ich ein freies Plätzchen, das ich bald in der hinteren Ecke fand. Eine Dame meines Alters sass vor einer dampfenden Tasse Schokolade, und ich setzte mich zu ihr.

Ich genoss es, wieder einmal den mir so lieben Dialekt zu hören. Und ich genoss den heissen Kaffee. Dabei musste ich immerwieder mein Gegenüber ansehen. Irgend etwas an der Frau schien mir nicht ganz unbekannt zu sein. Beim zweiten Kaffee sagte ich zu der mir Gegenübersitzenden: «Sie, wenn Sie zufällig Trudy hiessen, könnten Sie meine Cousine sein!» Die Dame sah mich erstaunt an und erklärte mir, sie heisse tatsächlich Trudy. «Aber», so redete sie weiter, «Sie habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen!» In den nächsten Minuten stellten wir jedoch zu unserer Verblüffung fest, dass unsere Väter Brüder waren und dass mein jetziges Visavis vor mehr als 50 Jahren (als wir etwa in die erste Klasse gingen) bei meinen Eltern in den Ferien weilte. Die Freude war natürlich riesig, der andern nach einem halben Jahrhundert zufällig an einem bitterkalten Tag in der Stadt der Väter zu begegnen. Beim Auseinandergehen vereinbarten wir, uns sehr bald wiederzusehen. «Bis bald also», sagten wir zueinander, und meine Cousine ging ihrem Heim entgegen, ich voller Freude Richtung Bahnhof.

Schon sass ich wieder im Zug, weilte aber in Gedanken noch immer bei dem unerwarteten Zusammentreffen. Da, in einer Schrecksekunde, fiel mir ein, dass wir vergessen hatten, unsere Adressen auszutauschen. Und da meine Cousine zweifellos verheiratet war, konnte ich sie unter dem ledigen Namen unmöglich im Telefonbuch finden ...

Wie schade! Die ganze Freude war mir verdorben, und ich stieg an unserem Bahnhof traurig aus dem Zug. Wie finde ich meine Cousine wieder? Dies war mein grosses Problem. Doch schon am anderen Morgen war sie da, die Idee. Seit einem Jahr gibt es doch die umstrittenen Lokalradios. Das Lokalradio meiner Heimatstadt könnte mir vielleicht helfen! So passierte das moderne Wunder: Per Telefon suchte eine Hoffende ihre verlorengegangene Cousine. – Zwischen «guterhaltenen Winterpneus», einer «erstklassigen Occasions-Friteuse», «Hockeyschlittschuhen, Grösse 39» ...

Kaum eine halbe Stunde verging, da läutete mein Telefon: «Hallo, Annegret – hier ist deine Cousine!»

Nun steht unserem nächsten Treffen nichts mehr im Weg. Dank der modernen Technik haben sich zwei Menschen wieder.

Annegret

Mein Freund, der Steuerbeamte

Zu seinen Lebzeiten hatte mein Mann die Steuererklärungen jeweils an stillen Samstagvormittagen im Büro erledigt und mich vor diesen lästigen Tatsachen verschont. So kam es – wie es kommen musste –, dass ich mich in biblischem Alter zum erstenmal mit diesen vertrackten Formularen konfrontiert sah. Man riet mir, alles einem Steuerberater zu übergeben. Das wollte ich unter gar keinen Umständen. Selbst ist die Frau! Was andere können, kann ich auch, und frohgemut machte ich mich dahinter, las zuerst die Wegleitung, las und las – und war am Ende so klug als wie zuvor. Langsam stiegen Zweifel an meinem bisher für normal gehaltenen Verstand in mir auf. Spätabends legte ich mich traurig und erschöpft schlafen, mit der Erkenntnis, schlicht und einfach beschränkt zu sein.

Im Traum erschienen mir die 4½%-Zinsgutschriften als leuchtend rote, überdimensionierte Ziffern, als schwankende Gestalten, die mich frech angrinsten. Am Morgen jedoch war frischer Mut da. Etwas hielt mich über Wasser: der Gedanke, dass mir niemand bei meinem dilettantischen Vorgehen zuschaue. Ich lernte das elektronische Rechenmaschinchen handhaben, merkte, dass c «clear» bedeutet und einen Neubeginn erlaubt. Diese Entdeckung allein freute und beflügelte mich. Trotzdem verstrich die gewährte Frist, mein emsiges Bemüh'n hatte mich nicht zum Abschluss gebracht, und ich sah mich gezwungen, das Steueramt anzurufen. Ich bemühte mich um einen geschäftigen Managerton, murmelte etwas von Zeitnot und bat kurzerhand um Verlängerung. Ach was! sagte die freundliche, ruhige Stimme am andern Drahtende, packen Sie das ganze Zeug zusammen und kommen Sie bei mir vorbei, wir gehen's miteinander durch.

So tat ich. Das Zimmer am Ende des langen Ganges im 3. Stock war hell und sonnig. Am Fenster stand eine Zimmerlinde – sein Stolz, sagte Herr Wyss, und stocherte liebevoll mit dem Bleistift ein paarmal in der Topferde herum. Aaalzo! sagte er dann, und wir beugten uns über die unfertig ausgefüllten Formulare. Mhm-mhm, meinte er und nickte, dann stellte er ein paar knappe Fragen, korrigierte, erklärte – und in kürzester Zeit war es geschehen. Sodeli! sagte er, das hätten wir unter Dach. Als nächstes wird Ihnen Ihre eigene Steuererklärung ins Haus flattern. Rufen Sie mich ungeniert an, bevor Sie stundenlang darüber brüten (stundenlang ist gut – tagelang!). Kommen Sie gleich her. Ich helfe Ihnen.

Erleichtert, beinahe ungern verabschiedete ich mich. Herr Wyss musste zum Zahnarzt gehen – eine unangenehme, längere Geschichte! Ich bedankte mich herzlich, sagte, bis jetzt sei mir ein Steueramt als etwas Menschenfeindliches im Kopf herumgespukt, und in Tat und Wahrheit sei ich nun auf freundliches Entgegenkommen gestossen. Menschenfeinde! rief er entrüstet, das ist ein altes Vorurteil, Freunde sind wir, und erzählen Sie's bitte weiter! – Und ob ich das tue.

Suzanne Geiger

TERRE DES HOMMES
Postcheckkonto Basel 40 - 260

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Denkanstoss
(Echo, Nebelspalter Nr. 7)

Liebe Frau Jauch
Aus Ihrem Kommentar zu meiner Glosse «Wasser» muss ich leider schliessen, dass Sie nicht begriffen haben, worum es mir ging: Natürlich wissen wir alle, dass anderswo Dürre herrscht, dass es in gewissen Ländern Wasser-Pipelines gibt und so weiter und so fort. Aber solange bei uns das Wasser unbegrenzt aus den Hahnen fliesst, wann immer wir sie aufdrehen, gehen wir doch recht sorglos damit um – oder etwa nicht? Denken Sie nur an die vielen privaten Schwimmbäder oder an die zahlreichen Rasensprenger, die im Sommer stundenlang in Betrieb sind; es gäbe noch weitere Beispiele. Erst wenn *wir selbst* kein Wasser mehr haben, und sei's auch nur für wenige Stunden, realisieren wir, was Wassermangel bedeutet, und zwar vermutlich drastischer als durch die Lektüre zahlreicher Zeitungsartikel.
Diesen kleinen Denkanstoss wollte ich vermitteln, nichts weiter. Hoffentlich ist mir das wenigstens bei den übrigen Nebelspalter-Lesern / -Leserinnen gelungen.

Ruth Binde

Ein Kränzchen gefällig ...?
(Nebelspalter Nr. 4)

Es ist an der Zeit, unserer klugen und mutigen Ilse ein Kränzchen zu winden. Meines Erachtens hat sich die Seite «Von Haus zu Haus» zu einer der interessantesten Nebi-Lektüren entwickelt.
Da wird gebrummt, bis hin zum brutalen Verriss, dann wieder zarte Lyrik und zwischendurch die verträumte Gartenlaube. – Die Politik wird auch nicht verschont (ganz recht, sie verschont uns auch nicht). – Rosel Luginbühls Bräutigam in Hosenträgern am Traualtar, und in irgend jemandes Garten wollen die Blumen nicht recht. Da seufzen einige Frauen der bestimmt gar nicht so rosigen Vergangenheit nach, aber den Waschzuber und das Waschbrett haben sie vergessen. Jüngere Frauen geben recht kriegerische Töne von sich und werden dafür prompt von ihren Mitschwestern massiv «erzogen». Des Schweizers fernwehkrankes Herz kann sich an witzigen und sehr originellen Reiseerlebnissen laben, und der verhinderte Hebammerich ist ein dankbares Thema; er könnte als Kreislaufstimulans zu Welterfolg gelangen.
Dann tritt unsere Ilse wieder auf den Plan und wagt einige ketzerische neue Töne, worauf prompt die Federn fliegen. Diesbezüglich hat sich Frau Frank wohl schon eine dicke Haut zulegen müssen. Dennoch: Sie ist bemerkenswert vorsichtig geworden. Sie bangt wahrscheinlich um den letzten Rest ihrer Haare. Aber für einen ihrer letzten Leitartikel, die Verteidigung der so arg geschmähten Mütter rundherum, die, laut gewissen namhaften Psychiatern, an allem Unglück der Welt schuld sind, für diese verständnisvollen Worte zugunsten der Mütter gebührt unserer Ilse ein grosses Danke!
Wahrscheinlich hat Frau Frank ebenfalls die einschlägigen «Renner» gelesen, die bei mir ein langes Trauma hervorriefen. Doch dann stocherte ich die bereits im Abfall gelandeten Bücher hervor – man soll dem Schrecken ins Auge blikken – und legte sie einer sehr weisen und lebenserfahrenen Bekannten ans Herz, in der Hoffnung – erstens: auf tröstlichen Beistand, zweitens: dass die brutalen Ankläger das Schicksal der ausgeliehenen Bücher erleiden, nämlich nie mehr nach Hause finden würden. – Sie fanden, und zwar verdächtig eilig, und trösten durfte *ich!*
Wenn sich also jemand für *diese* spannende Lektüre interessieren sollte, bitte, aber zuerst viel, viel Mut auftanken.

Elisabeth